Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung

Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat

Band: 17 (1941-1942)

Heft: 29

Artikel: Kriegsberichterstatter schreiben...

Autor: Bayer, Emil

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-712285

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ten Staaten auf lange Zeiten decken und die gewaltigen Lachsfänge, die an Ort und Stelle in Konservenfabriken verarbeitet werden, sind berufen, die Sicherheit der Ernährung im Kriegsfalle zu besorgen.

An der Küste der Beringsee liegt auch die Bergmannsstadt Tin City — die Zinnstadt — woselbst die gesamte Zinnproduktion der USA. gefördert wird. Aber auch Kupfer, Antimon und das äußerst wertvolle Platin kommen bereits heute, trotz den noch sehr unsystematisch untersuchten Gebieten, in reichem Maße vor.

Viel wichtiger aber dürften, bei einem kriegerischen Konflikt, die **Oel**vorkommen bei Point Barrow werden, und diese Oelgebiete sind denn auch bereits von der amerikanischen Regierung als «naval reserve» — d. h. als Flottenreserve erklärt worden.

Daß dem Flugwesen heute auf Alaska ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird, wurde bereits erklärt.

Bei dem Stand der modernen Flugtechnik erkennen wir denn auch mit Staunen, daß Alaska — das wir nach der Weltkarte irgendwo am «obern Ende der Welt» vermeinten — stark in den Mittelpunkt gerückt ist. Diese Halbinsel liegt in der Tat — wo mit Distanzen von Tausenden von Kilometern gerechnet wird — nahe im Mittelpunkte der bevölkerten Gebiete Europas, Amerikas und Asiens. Deutlicher noch wird diese Feststellung durch die Distanzen einiger der wichtigsten Städte von Alaskas Hauptstadt — Fairbanks — illustriert.

So beträgt z. B. die Entfernung Fairbanks—New-York 5216 km, nach Tokio 5610 km, nach London 6732 km und nach Leningrad 6112 km.

Der Ausbau der «Pan American Airway»- und «Pacific Alaska Airway»-(PAA) Fluglinien von Seattle über Fairbanks und weiter nach Nome, wurde denn auch in einem äußerst gesteigerten Tempo vollzogen.

Marinestützpunkte und Flugbasen sind im Norden aus dem Boden geschossen und lassen erkennen, daß die Vereinigten Staaten gegen jede eventuelle Auseinandersetzung im Pazifik wohl gerüstet sind.

Die ganze Bedeutung der Stärke der Fluglinien aber wird erst klar, wenn wir erkennen, daß Alaska vom Mutterlande aus nur zu Wasser oder durch die Luft erreicht werden kann, daß eine Blockade im Kriegsfalle allein Alaska verhängnisvoll werden könnte, und die größte strategische Schwäche bedeutet.

So ist es denn kein Zufall, daß der Gedanke, eine Straße nach Alaska zu bauen, bereits im letzten Jahrhundert aufkam. Schon Colonel Montevan träumte von einem Weg nach Russisch-Amerika, und wenn auch seine große Idee als unausführbares Phantasieprojekt betrachtet wurde, so scheint heute der Tag nicht mehr ferne, wo dieser alte Traum zur Tatsache werden wird.

Bereits in den Jahren 1929 befaßten sich Handels- und Innenministerium und große Autoklubs mit diesem Projekt, und die von Roosevelt angestrebte angelsächsische Blockbildung wird die Straße noch rascher zur Tatsache werden lassen, denn wenn in friedlichen Zeiten die Summe von 14 Millionen Dollars (ein Kostenvoranschlag der 3600 km langen Straße) eine recht gewichtige Rolle gespielt hätte, dürfte dieser Betrag heute, bei den Riesensummen der amerikanischen Rüstungskredite, keine entscheidende Rolle mehr spielen.

Bereits arbeitet man denn auch schon drei verschiedene Routen aus, wie die neue Straße durch Britisch-Kolumbien angelegt werden könnte.

Alaska dürfte vielleicht jener Flekken Erde sein, dem durch die großen und schweren Wirren dieses Weltkrieges eine neue und große Zukunft erschlossen wird. P. Sch.

Kriegsberichterstatter schreiben...

Bunkersprengung

Die Pionierkompagnie des Leutnants K. liegt an der großen Straße, die nach Sebastopol führt. Hier, im Belbek-Tal, sind die Verteidigungsanlagen des Gegners besonders stark, zahlreich und gut besetzt. Durch ungezählte Minen ist der Talgrund gesperrt. Die Straße selbst ist an vielen Stellen zur Sprengung vorbereitet. Seeminen sind eingebaut. In nahezu uneinnehmbaren Felsstellungen hocken bolschewistische Scharfschützen mit ihren halbautomatischen Zielfernrohrgewehren, befinden sich Mg-Nester und Granatwerfergruppen. Das stärkste Hindernis aber ist ein schwerer Betonbunker, hart an der Straßenbiegung, der mit Maschinengewehren und einer 7,5-cm-Kanone bestückt ist. Er muß genommen werden, will das Pionierbataillon hier vorwärtskommen.

Zehn Mann stark ist der Pionierstoßtrupp des Obergefreiten P., der noch vor Beginn der Morgendämmerung des ...ten Angriffstages zur Wegnahme dieses Bunkers angetreten ist. Der Obergefreite ist der Typ des erprobten draufgängerischen und dabei trotzdem ruhigen und besonnenen Sturmpioniers, seit dreieinhalb Jahren Soldat, im Rußlandfeldzug kurz hintereinander mit dem Eisernen Kreuz II. und I. Klasse ausgezeichnet. Leutnant K. weiß, warum er gerade ihn mit der Führung dieses schwierigen Stoßtruppunternehmens betreut.

Pionier B. gehört zum Schartensprengtrupp. Zusammen mit einem Kameraden, dem Obergefreiten H., hat er die Sprengladung auf den Betonbunker zu setzen und zu zünden. Diesen beiden obliegt der entscheidende Teil des gesamten Unternehmens.

Die Dämmerung bricht an, als der Stoßtrupp entlang der Straße vorgeht. Eine Brücke, die noch vor dem Bunker liegt, ist feindfrei. Die Männer stürmen vor. Da, zwanzig Meter sind sie noch vom Bunker entfernt, schlägt ihnen Mg-Feuer entgegen. Der Stoßtruppführer wirft sich zur Seite, blitzschnell den toten Winkel und damit die begrenzte Wirksamkeit des feindlichen Feuers erkennend. Handgranaten treten in Aktion, krepieren vor der Bunkerscharte. Immer stärker werden die Kampfmittel, die der Stoßtrupp anwendet. Eine geballte Ladung, vom Pionier B. geschleudert, detoniert. Drei Bolschewiken haben schon das Weite gesucht. Doch als die Stoßtruppmänner sich dem Bunker nähern, fliegen ihnen Handgranaten entgegen.

Nun ist für Pionier B. der Augenblick des Handelns gekommen. Zusammen mit seinem Kameraden schleppt er die 25 kg schwere Sprengladung zum Bunker. Es gelingt ihm, sie aufzusetzen, er reißt am Zünder. Jetzt sind fünfzehn Sekunden Zeit, sich in Sicherheit zu bringen — vor den Kugeln der Bolschewiken wie auch vor den Wirkungen der eigenen Sprengladung. Es gelingt. Kaltblütig und überlegen, mit unvergleichlichem Mut und Einsatzbereitschaft bis zum letzten hat B. gehandelt.

Wenige Augenblicke, nachdem er in Deckung liegt, zerreißt ein alles übertönender Knall den Gefechtslärm des beginnenden Angriffsmorgens. Die Trommelfelle drohen zu zerreißen. Wie Wasserwogen schlagen die von den Talwänden zurückgeworfenen Schallwellen über den Männern zusammen. Der Bunker ist vernichtet, eingedrückt. Erst später sehen wir, wie die schwere eiserne Bunkertür glatt aus ihrer Verankerung gerissen wurde, wie die Betondecke des Bunkerkolosses eingedrückt ist

Kampf mit der Hölle Nordafrikas

... Hier in Afrika ist nicht nur der bewaffnete Feind ein gefährlicher Gegner, sondern auch das ungewohnte Klima, die völlig andersgearteten Lebensbedingungen, Gefahren, die im Wasser, im Tier und Pflanzenreich verborgen sind und die tropische Krankheiten zeitigen, die äußerst gefahrvoll und langwierig sind. Es ist ein Feind, der in manchen Formen gefährlicher ist als der Gegner in Waffen, der sich zwar nicht um taktische oder strategische Fragen kümmert, aber es doch versteht, ganze Armeen zu schlagen, ihre Kampfkraft zu lähmen und gar zu vernichten.

Darum ist die Sorge für die Gesundheit unserer Truppen in Afrika von ganz entscheidender Bedeutung im Alltag des Wüstenkrieges. Auf Schritt und Tritt werden die Männer von der Gefahr begleitet, im Kampf ebenso wie im alltäglichen Lebensgang. Zur Schlange und zum Skorpion gesellen sich die Ratte und die Flie-

ge. Zum schlechten Wasser kommt die veränderte Nahrung, und alle verbinden sich zu einer Gefahr, die ebenso vielfältig wie häufig ist.

Gefahr ist das tägliche Brot der Wüste, das man nehmen muß, ob man will oder nicht. Mensch und Material sind ihm gleichermaßen ausgesetzt. Besonders stark leiden Fahrzeug und Motor. Ueberall gibt es Geländeschwierigkeiten in vielfältiger Form. Hier gibt es kein Straßennetz. Alle Fahrten sind zu 90 v. H. Wüstenfahrten, die mit europäischen Geländefahrten nicht zu vergleichen sind. Hier ist es auch an der Tagesordnung, daß alle nachteiligen Faktoren für Mensch und Material stets gleichzeitig zusammenwirken: das kräfte- und materialverzehrende Gelände, ermüdende und materialangreifende Hitze, überall eindringender und in seiner Schmirgelwirkung materialzerfressender Staub.

Was unter diesen Umständen besonders unsere Fahrer der Gefechtsfahrzeuge und Trosse leisten, ist mit dem Wort «bewundernswert» bescheiden ausgedrückt. Immer brennt unbarmherzig die Sonne, und doch darf es keine Müdigkeit geben. Immer wieder heißt es «Raus und schieben», entweder beim eigenen Fahrzeug oder bei den Kameraden.

Und wenn einmal kein Sand die Fahrt hemmt, dann holpert der Wagen über Geröllfelder von größter Ausdehnung, und nur ganz kräftige Hände können das Steuerrad bei dem fortwährenden Schleudern halten. Durch reine Sandwüsten besteht die Fahrt meist aus Steckenbleiben, Schieben und meterweisem Vorwärtsdringen. Fragt sie einmal, die Kraftfahrer, die Fahrer der Solo- und Beifahrermaschinen, die schon manchmal neben ihrem Fahrzeug gesessen haben. Fragt sie einmal, was es heißt: Kradfahren in der Wüste. Sie sagen nicht viel, aber ihr Blick spricht Bände. Es ist keine Schande, zu bekennen, daß man nicht mehr geglaubt hat, dieser Wüste zu entrinnen. Die Kraft des Menschen gegenüber dieser Natur ist sehr schwach, und doch wird sie immer wieder besiegt durch die große Kameradschaft der Männer untereinander, ohne die ein erfolgreicher Kampf in der Wüste einfach unmöglich wäre. Kameradenhände haben schon oft geholfen, Kameradenworte wieder aufgerichtet. Dann ging es wieder.

Vergessen wollen wir auch nicht jene Männer, die in den Panzern und Panzerspähwagen am Steuer sitzen, eine Bullenhitze um sich, einen kleinen Schlitz vor sich, der nur einen Blick vorwärts gestattet, und nur wenig Bewegungsfreiheit. So fahren diese Männer Kilometer um Kilometer gegen den Feind. Sie erleben wenig vom Kampf selbst, sie können keinen Abschuß erzielen, und doch sind sie so wichtig. Vergessen wollen wir auch nicht die Artilleristen, die oftmals nur unter Einsatz der eigenen Kraft ihre Ziele erreichen können. Vergessen seien aber auch nicht die Infanteristen, die immer nur in ihren Löchern liegen, stets bereit, zu kämpfen, wenn der Befehl oder die Lage es fordert.

Der Wüstenkrieg spielt sich nicht mehr längs der Straße ab. Er greift weit hinein in den Raum der Wüste, macht ihn zum Kampf- oder Aufmarschfeld, zum Umgehungs- oder Nachschubpfad, zum Aufenthaltsplatz oder Bewegungsraum. Die Wüste ist menschenfeindlich, ist wie ein lauerndes Ungeheuer, das die Störung seiner Ruhe nicht duldet. Der Soldat in Afrika muß Tag um Tag und Nacht für Nacht mit diesem Ungeheuer leben und kämpfen und es täglich neu besiegen.

Wenn erst der gelbe Höllenhund, der Gibli, losgelassen ist, dann zeigt sich die Wüste in ihrer ganzen Härte und Brutalität. Die Augen brennen vom Sandstaub, der Atem geht schwer, der Schweiß rinnt in Strömen, und ein wahnsinniger Durst quält die Menschen.

Von entscheidender Bedeutung für den Erfolg des Krieges in der Wüste ist der Nachschub. Ueber Tausende von Kilometern, mit der Eisenbahn, dem Schiff, dem Flugzeug und dem Lastkraftwagen, werden alle lebensnotwendigen und kampfwichtigen Dinge zur Front gebracht. In Afrika leisten auch die Männer vom Troß und von den Nachschubdiensten Ungeheures. Stundenlang müssen sie sich oftmals mit ihren Lastkraftwagen durch den tiefen Sand kämpfen, bei Hitze oder Sandsturm, durch Artilleriefeuer und Fliegergefahr. Sie leisten einen Dienst im Alltag des Wüstenkrieges, dessen Größe nur der zu ermessen weiß, der selbst einmal geholfen hat, in glühender Hitze die steckengebliebenen Lastkraftwagen wieder flottzumachen; der selbst einmal mit durchs Granatfeuer gefahren ist, den Tod nach sich greifen fühlte, als er neben einem Munitionswagen lag, während Tiefflieger angriffen; der selbst einmal kilometerweit einem Wagen vorausgegangen ist in stockdunkler Nacht, um ihn durch Minenfelder zu lotsen.

... Wenn ich vom Alltag des Wüstenkrieges spreche, dann denke ich an jene Männer aller Waffengattungen, die seit Monaten in der Wüste leben und kämpfen; an jene, die immer in Berührung mit der gefahrvollen Natur und dem zäh kämpfenden Feind sind. An jene Männer, denen es nicht vergönnt ist, auch nur für kurze Zeit einmal eine Stadt oder eine Siedlung zu sehen, sondern nur elende, zusammengeschossene Steinhaufen, die einmal Forts oder Stützpunkte im weiten Wüstenraum waren. Ich denke an jene Männer, denen selbst Palmen ein fremder Begriff geworden ist, die nur die schmutzig-grau-grünen Kameldornbüsche kennen, die Wüste, ihre Stellung und den Feind.

Nur wer im Gibli stunden- oder gar tagelang im Wagen gesessen, das schmutzige Kühlerwasser des Wagens getrunken oder im Zelt mit dem Tuch vor Mund und Nase gelegen hat, nur wer selbst verzweifelt mit letzter Kraft einmal mit ein paar Kamerden mutterseelenallein im weiten Raum bis zur Erschöpfung am festgefahrenen Wagen geschoben hat, nur wer selbst auf weiter, tellerebener Fläche oft vergeblich nach einem Loch zum Schutz gegen Tiefflieger gesucht hat, der weiß, was es heißt: Kampf in Afrika.

Alltag des Wüstenkrieges! — Es ist schwer, die Frage erschöpfend zu beantworten, was denn nun eigentlich die Schwierigkeit des Lebens und Kampfes in Afrika ausmacht. Es sind unendlich viele kleine und kleinste Faktoren neben den großen Momenten, die wir kennengelernt haben. Afrika ist nicht Europa. Nichts kann mit europäischen Maßstäben gemessen werden. Nur die harten Lebensgesetze darf man vor Augen halten, in denen Kampf der Pol ist, um den sich alles dreht.

Nicht weil eine ungekannte Welt geschaut wurde, wird Afrika jedem Soldaten, der dort kämpfte, unvergessen bleiben, sondern weil mit der schweren Last des Krieges in der Wüste auch noch die große Bürde des Alltagslebens getragen werden muß.

Von Kriegsberichter Dr. Ernst Bayer.

Die Ordonnanzen

(-g.) Einer fähigen Kraft ist nach wie vor die gewissenhafte Aufgabe vorbehalten, ein Lexikon über den militärischen Wortschatz zu schreiben. Nach den unter «O» fallenden Begriffserläuterungen von Oberstkorpskommandant, Oberst usf., käme dann das umfangreiche Kapitel der Ordonnanzen. Wenn man nämlich innerhalb unserer Armee von einem «privilegierten» Stande sprechen kann, dann nur von der «Gemeinschaft» der Ordonnanzen aller Schattierungen. Gemeinschaft nennen wir es, weil jede Ordonnanz, die nicht gerade auf den Kopf gefallen ist, von den Vorteilen ihres Daseins weiß und deshalb nach Kräften bemüht ist, sich diese gehobenere Lebenshaltung bei gleichbleibendem Salär zu erhalten. Schon aus diesem Grunde kleben sie aneinander wie die Kletten und verteidigen ihren Stand durch dick und dünn.

Selbstverständlich sind sie auch nach Möglichkeit bemüht, die Wichtigkeit ihres ordonnanzmäßigen Daseins recht augenscheinlich vorzudemonstrieren. Das geschieht speziell dann, wenn die Herren Offiziere, die Unteroffiziere und gegebenenfalls auch die Truppe in der Nähe weilen. Da flitzen die Ordonnanzen wie geölte Blitze hin und her, immer etwas in den Händen, immer etwas «erledigend», damit Vorgesetzte und Kameraden von der Wichtigkeit ihres Spezialpostens zur Genüge überzeugt werden und nicht etwa mit dem gefährlichen Gedanken zu spielen beginnen, den Posten abzubauen und die frühere Ordonnanz ins «Proletendasein» zu stoßen, das heißt: ausrücken zu lassen. Ist die Luft aber «rein» und jegliche Gefahr auf lange Zeit gebannt, dann erst beginnt das Ordonnanzleben aufzublühen. Wenn da einer unverhofft angetrappt käme, würde er diese Schlauen an der Sonne liegen sehen, vielleicht auch im hintern Stübli bei einem guten Tropfen und einem ge-